

gegenüber erzählt. Ich dachte, Wanda müsste ihm taugen. Aber er war entsetzt. „Mein Gott, Stefan, das sind Mucker!“, meinte er. „Die könnten auch in Waidhofen beim Zeltfest auftreten, so wie die spielen. So etwas interessiert mich überhaupt nicht. Für mich war dieses Konzert ganz, ganz mies, sorry!“

War es das wirklich? Ich weiß es nicht. Viele Menschen aus dem Underground-Kontext stehen dem Rockistischen skeptisch gegenüber, aber ist man als fühlendes Wesen wirklich davor gefeit, primitive Popmusik zu mögen? Ist es nicht nur ein Reflex, so etwas in einer bestimmten Bubble abzulehnen? Ist es nicht Ausdruck einer gelangweilt-ironischen Meta-Denkweise, die einem den Zugang zu allem echt Gefühlten vernagelt? Geht es nicht auch um ungefilterte Euphorie und Ekstase? Das Hier und Jetzt? Diesem Verkopften wollte Marco immer bewusst mit Hits und Rock 'n' Roll begegnen. Genau das fehlte in Österreich damals ja tatsächlich, und genau das lieferten Wanda.

„WETTEN DASS..?“

Meine ersten Treffen mit Wanda fanden in einer Zeit statt, als ich gerade die Wohnung meines verstorbenen Vaters ausräumte. Ausmistete, genauer gesagt. Mein Herbst 2013 bestand aus zwei gegensätzlichen Polen: der Euphorie des Wanda-Kennenlernens und den traurigen, einsamen Momenten in der Wohnung meines Vaters.

Die meisten Besprechungen fanden zu dritt statt, mit Marco, Paul und mir. Ging es um die Bildsprache, war auch Flo Senekowitsch dabei. Dass so etwas von einem derart kleinen Team am Reißbrett entworfen wird, habe ich weder davor noch danach je erlebt. Tatsächlich ist es die beste Vorgehensweise, nur glauben die meisten, je mehr Leute mitreden, umso besser wird alles. Ein Denkfehler. Sitzkreis-Abstimmungen, Feedback-Runden und Reflexionsabende sind der Tod jedes ernsthaften Projekts dieser Natur. Es wurde früh beschlossen, dass Marco, Paul und ich eine Art inneren Kern bilden und zu dritt die Richtung bestimmen. Wanda sahen

das Diktatorische, das mir einst vorgeworfen wurde, positiv. Jeder von uns dreien wurde für einen Bereich zum Diktator. Paul sagte, wie man Hits macht, und da durfte nicht widersprochen werden. Sagte er „Das Solo schneide ich raus“, wurde es rausgeschnitten. Marcos Bereich war logischerweise das Songwriting, meiner war die große Erzählung: Was wird die Single? Wann kommt sie heraus? Wie machen wir die Promo? Wann kommt das Album? Solche Dinge. Weil ich die Szene jahrelang in all ihren Facetten kennengelernt hatte, dachte ich anfangs bei aller Begeisterung noch, Der Nino aus Wien sei der Gipfel des Indie-Erfolgs in Österreich. Trotz meines Rufs als Großmaul traute ich mich vorerst nicht, Wanda so groß wie Marco und Paul zu denken. Aber sie überzeugten mich nach und nach, wodurch in mir etwas neu zum Leben erwachte, das ganz früh schon einmal da gewesen ist. „Mein Ziel ist nicht, dass wir irgendwann einmal im Chelsea spielen, sondern dass wir in der Stadthalle spielen – und das nicht als Vorband“, hatte ich dem Nino aus Wien schon bei unserem ersten Treffen erklärt. Er schaute mich damals nur komisch an, und ich gewöhnte mir derart hochtrabende Pläne schnell ab, weil sie so lächerlich klangen.

Wanda küssten das wieder wach, mit ihnen drehte sich die Geschichte förmlich um: „Wir wollen nicht im Chelsea spielen, sondern in der Stadthalle“, lautete ihre Devise – und mir fiel ein, dass genau das auch einmal mein Plan gewesen war und Zweifel vor allem eines wären: kontraproduktiv. Wir mussten diesen Glauben ja als Image ausstrahlen, und eine Band, die das ernsthaft verkörpert, weil sie wirklich davon überzeugt ist, ist doch das größte Geschenk. Dementsprechend ließ ich die Leine für mich selbst locker und trat im Herbst 2013 wieder aus dem Kasten des Klein-und-realisch-Denkens heraus – so unrealistisch unsere Pläne angesichts meiner Erfahrungen auch sein mochten.

Im Prinzip war alles angerichtet, und doch galt es in dieser Phase, an tausend Schrauben zu drehen: das Album zusammenstellen, die Singles und ihre Release-Daten festlegen, die Videos konzipieren und drehen, eine Live-Strategie ausarbeiten, die zur Band passt. „Wir spielen in Wien alles, was uns angeboten wird“, lautete diese Strategie dann ganz schlicht. Weil Wanda aber jegliches Netzwerk außerhalb von Marcos Kunstuni-Kosmos fehlt, gab

es keinerlei Kontakte. Man musste gänzlich bei Null anfangen, und dafür war ich der Richtige. Denn auch kleine Auftritte bekommst du als unbekannte Band ohne Veröffentlichung nur, wenn du wen kennst. Also fixierte ich gleich einmal überall in Wien kleine Shows. Diese Konzerte sollten auch die Funktion eines Schwamms haben, der sich immer weiter ansaugt.

Kaum wer, der die Band zum ersten Mal live erlebte, fand sie nicht gut (die Al-Bird-Fraktion ausgenommen). Dadurch entstand über die Kunst-Connection hinaus schnell eine Fan-Basis. Andere junge Wiener Bands taktieren und arbeiten ein halbes Jahr lang auf die eine große Show hin, wobei „groß“ im Indie-Kontext eh relativ ist. Unsere Philosophie war: Immer spielen, jede Möglichkeit wahrnehmen, alles stetig wachsen lassen. Zuerst gab es Konzerte bei freiem Eintritt ohne Gage, dann mit winzigen Gagen, dann langsam ein bisschen mehr.

All jene, die diese frühen Konzerten sahen, wurden zu Verbündeten. Sie hatten das Gefühl, etwas zu entdecken, Teil von etwas zu sein und weitererzählen zu müssen, wie toll Wanda sind. Für die Story war das viel besser als ein größeres Konzert, weil es allen das Gefühl gab, an einem Abenteuer beteiligt zu sein. Dabei waren diese Clubs mit ihrem meist schlechten Sound ja der komplett falsche Ort für eine Mainstream-Rockband wie Wanda. Aber genau darin lag der besonderer Reiz, weil von Beginn an das Gefühl da war: „Jetzt können wir sie noch in diesem Rahmen erleben, bald wird das anders sein.“ Die Vorstufe dessen, was der deutsche Pop-Journalist Linus Volkmann zwei Jahre später augenzwinkernd mit den Worten „Wanda. Schon bald zu groß für ‚Wetten, dass..?‘“ umschreiben sollte.

Die Band hatte ein gutes Gefühl mit mir, weil eine stete Entwicklung spürbar war. Diese Entwicklung war mir aber auch für die Fans und die Medien wichtig. Alle sollten miterleben, wie es immer eine Stufe weiter hinaufgeht und diese Stufen langsam immer steiler werden. Marcos Schielen auf die großen Hallen war offenkundig kein bisschen verrückt, sondern, im Gegenteil, nur konsequent gedacht. Jedes dieser frühen Konzerte zeigte aufs Neue, welches Potenzial Wanda hatten: Sie sprachen unterschiedlichste Leute an, und praktisch alle drehten kollektiv durch, wenn sie auf der Bühne

standen, die Band inklusive. Wir und sie, diese Trennung hob sich auf, alles verschmolz zu einer Gemeinschaft.

Man stelle sich einmal vor, die Red Hot Chili Peppers spielen ihr Greatest-Hits-Programm nicht im Stadion, sondern in einem Club, der hundert Leute fasst und mit 150 explodiert. Genau so fühlte sich jedes einzelne frühe Wanda-Konzert an. Punkig, viel zu laut, das Publikum dreht durch, ständig klettert wer auf die Bühne, während Marco ins Publikum hüpfst und mit Bier um sich schüttet. Lauter Dinge also, die in der Wiener Indiewelt als No-Gos galten. Dadurch war es etwas total Eigenes, denn noch bewegten sich Wanda ja in diesem Kosmos.

Als klar wurde, dass wir eh immer alles ausverkaufen, verzichteten wir auf Fixgagen und wollten stattdessen einen bestimmten Anteil des Eintritts. Diese Prozentsätze wurden immer frecher, weil der Name Wanda garantierte, dass der Abend ein Erfolg wurde. Obendrein war das Publikum der Band sehr trinkfreudig, über einen zu geringen Barumsatz klagte nie wer.

In all dieser Aufbruchseuphorie der ersten Zeit unterlief mir nur leider ein entscheidender Fehler. Durch Valis Ausstieg brauchten Wanda einen neuen Schlagzeuger – und zwar schnell. Kurzerhand wurde Lukas Hasitschka zu seinem Ersatz, ein Bekannter von Paul Gallister. Sonderlich anspruchsvoll waren die Lieder für einen soliden Drummer ja nicht, und Lukas konnte, was verlangt wurde.

Welcher Typ er war? Darauf schaute man in diesem Moment nicht so genau. Alle waren einfach nur erleichtert über seine Anwesenheit. Dass er menschlich nicht wirklich zur Band passte, zeichnete sich schon nach zwei, drei Konzerten ab. Da nicht strenger zu reagieren, war ganz klar mein Managementfehler. Nur fehlte mir dafür einfach die Härte. In dieser Zeit fühlte sich alles so vielversprechend nach Erfolg an, da wollte ich nicht der Spielverderber sein, der sagt: „Alles zurück zum Anfang. Wir brauchen einen anderen Schlagzeuger.“

Also blieb Lukas und ersaß sich sein Recht, allen Warnsignalen zum Trotz. Sein biederer Bankberater-Erscheinungsbild war noch das geringste Problem. Er hatte mit Abstand den schwierigsten Charakter in der Band, abseits der rein musikalischen Ebene harmonierte einfach nichts. Wer in der Wanda-Welt einmal ein biss-

chen verarscht wurde, reagierte deshalb beispielsweise nicht gleich beleidigt. Lukas hingegen gab sich in solchen Fällen schnell eingeschnappt und war dazu penibel genau auf Punkt und Beistrich. Was bald für Disharmonie sorgen sollte, speziell mit mir.

In die Band gekommen war er eine Woche vor dem Videodreh zur erste Single „Schickt mir die Post“. Die Welt kannte Wanda also von Beginn an nur mit ihm, aber sein Einstieg war rückblickend auch schon der Anfang vom Ende. Innerhalb der Band gab es dann immer wen, der für ihn zuständig war. Auch weil ich nicht wirklich mit ihm zurecht kam. Anfangs war das Manu, der Sozialarbeiter. Später übernahm der gemütliche Ray und darauf folgte Christian.

Die Idee hinter „Schickt mir die Post“ war ganz einfach: Es ist nicht der stärkste Wanda-Song, aber es genügt, um besser als alle anderen in Österreich zu sein. „Auseinandergehen ist schwer“ ist eine Steigerung, und dann hätte ich „Easy Baby“ als dritte Single gemacht. Glücklicherweise war das eine Minderheitenmeinung, die sich – Diktator hin oder her – nicht durchsetzen sollte. Die dritte Single musste die große sein, sie sollte gemeinsam mit dem Album erscheinen. Allen war klar, dass „Bologna“ diese große Single ist. Den Bandmitgliedern, Paul, Ilias. Nur mir ursprünglich eben nicht. Die dritte Oasis-Single war „Live Forever“ gewesen, auch sie war zeitgleich mit ihrem Debütalbum „Definitely Maybe“ erschienen. Als „Bologna“ schließlich herauskam, erkannte auch ich den Song als eine Art geistigen Bruder des Oasis-Klassikers.

Bei der Abfolge der Singles orientierte ich mich von der Strategie her nämlich sehr stark an Oasis, auch hinsichtlich der Veröffentlichungsabstände. „Schickt mir die Post“ kam wie „Supersonic“ im April raus, nur exakt zwanzig Jahre später. Im Frühsommer „Shaker-maker“ bei Oasis und bei uns „Auseinandergehen ist schwer“ und zu Herbstbeginn eben „Bologna“ und das Album „Amore“, wie „Live Forever“ und „Definitely Maybe“. Generell übertrug ich viel vom Karriereaufbau bei Oasis eins zu eins auf Wanda. Ich sah offensichtliche Parallelen im Habitus der beiden Bands. Lustigerweise hassten Wanda Oasis damals noch. In der Zeit rund um meinen Ausstieg als ihr Manager sollte sich das ändern. Damals aber liefen Oasis bei ihnen unter „uninteressante Britpop-Scheiße“. Alle waren riesengroße Nirvana-Fans, britische Musik der Neunziger verachte-

ten Wanda hingegen als weichgespülten Dreck ohne Seele, Feuer und Leidenschaft. „Man muss es spüren“, lautete das Mantra. Auch Bob Dylan fanden sie daher Scheiße: zu viel Kopf, zu wenig Bauch, keine Power in der Seele.

Aber Wanda waren nun einmal derselbe Archetyp Band wie Oasis, und obwohl auch Florian Senekowitsch kein Fan war, hatte die Bildsprache ebenfalls Ähnlichkeiten. Fünf einfache Typen, die nicht verstehen, warum sie so unfassbar gute Musik machen, es aber extrem cool finden und sich selbst feiern. Nur mit einem wichtigen Unterschied: Marco war Liam und Noel in einer Person, Frontmann und Songwriter; er war gleichzeitig der gescheite Noel und der unberechenbare Liam.

Bereits mit der zweiten Single war klar, dass wir zumindest FM4 im Sack hatten. Die Reaktionen waren überwältigend, dabei kannten sie die eigentlich große Single noch gar nicht. Im Endeffekt hatten wir sechs der zwölf Lieder des Albums in FM4-Rotation, sie liefen also ständig im Radio. In ihrer Unterschiedlichkeit deckten sie die gesamte Bandbreite der Band ab, vom tiefgründigen „Stehengelassene Weinflaschen“ bis zum punkigen „Luzia“. Im Vergleich zu allen anderen FM4-Bands wirkten Wanda dadurch unglaublich mächtig. Ö3 war anfangs noch weit weg, aber den Alternativsendern hatten wir innerhalb eines Jahres umfassender erobert als jede andere Band vor uns. Wanda selbst war das völlig wurscht. „Warum freust du dich, wenn uns FM4 rauf- und runter spielt?“, hieß es nur. „Wo bleibt Ö3, wo bleiben die großen Sender?“

Das Wiener Präsentationskonzert von „Amore“ fand im Chelsea statt, das zu diesem Zeitpunkt im Herbst 2014 eigentlich schon viel zu klein dafür war. Eine bewusste Entscheidung: Wanda-Gigs sollten nicht einfach nur ausverkauft, sondern völlig überlaufen sein. Unsere Strategie, anfangs nur in kleinen Locations zu spielen, sorgte auch schnell für Beschwerden. Die Erzählung ist aber natürlich ungleich aufregender, wenn es zum Glückfall wird, ob du reinkommst oder nicht, und im Endeffekt genauso viele Leute vor der Tür stehen wie vor der Bühne. Bewusste Verknappung also, wie bei Louis Vuitton: Die Stückzahlen der Produkte sind streng limitiert, das macht es spannend. Und zwar sowohl für die, die sie kriegen, als auch für die, die sie nicht kriegen. Am allerspannendsten ist es

freilich für jene, die diese Produkte verkaufen und anschließend ihr Geld zählen.

Nur wenige Wochen nach der Albumpräsentation spielten Wanda im alten Postgebäude im ersten Wiener Bezirk im Rahmen eines Festivals ein Gratiskonzert. Das war der verrückteste Abend der Frühphase. Die Menschen Schlange reichte bis zum Schwedenplatz. Es mussten tausende Menschen gewesen sein, die reinwollten. Der Sound war katastrophal, wie bei den Beatles der Anfangszeit: Ab der zweiten Reihe hast du nichts mehr gehört oder von den Texten verstanden, aber es war trotzdem super. Plötzlich waren da kreischende Fans, die durchdrehen, nur weil sie diese Band sehen.

Wanda wirkten auf der Bühne immer, als würden sie alles geben. Aus dem Hardcorepunk hatte Marco das Springen ins Publikum übernommen. Das machte er bei jedem Konzert, Crowd-surfing. Taktisch waren Wanda also eine Mischung aus Andreas Gabalier und Fugazi; das Volksnahe des Schlagers gemischt mit dem Volksnahen des Hardcorepunk. Klingt seltsam, funktionierte aber extrem gut. Ich kam verspätet und sah die tausenden Wanda-Fans, die nicht mehr reinkamen. Sie sangen Wanda-Songs auf der Straße und machten den ersten Bezirk zur Fanzone. Und das bei einer lokalen Gitarrenband, nur wenige Wochen nach Veröffentlichung ihres Debütalbums bei einem kleinen Wiener Indielabel. Unglaublich. Wie gesagt: „Wanda: Zu groß für ‚Wetten, dass..?‘“

Von Beginn an drehte sich alles um den Begriff „Amore“. Das war ein Schlachtruf wie das „Gabba Gabba Hey!“ der Ramones, er zog sich durch die Konzerte, tauchte in jedem Social-Media-Post auf und logischerweise hieß auch das erste Album so. Wie so vieles bei Wanda war auch „Amore“ von den Beatles beeinflusst. Genauer genommen von John Lennon und dessen Friedensengagement. Anlässlich von Wandas erstem Deutschlandkonzert veranstalteten wir ebenfalls ein Bed-in. Wie John Lennon und Yoko Ono, die sich 1969 ins Bett gelegt hatten, um ihre Botschaft „Give Peace a Chance“ anzubringen. Ich lud die Medien in Marcos Hotelzimmer, und er lag da mit lauter Plakaten über Frieden und Liebe im Bett. In diesem Setting fanden die Interviews statt. Es wurde berichtet, die Aktion hatte also funktioniert. Nur fielen die Texte nicht in unserem Sinne aus. Anstatt „Wow, die Band Wanda macht Werbung für den

Frieden“ hieß es eher: „Was sind diese Wiener denn für Spinner? Sie kommen erstmals nach München, spielen vor hundert Leuten und veranstalten eine große Pressekonferenz in einem Bett.“ Es war einfach zu früh dafür, aber irgendwie trotzdem lustig. Die Botschaft „Give Peace a Chance“ halte ich nach wie vor hoch. Nicht erst seit Wanda, sondern seit ich in Beatles-Biografien von Lennons Promo-Aktionen für Frieden gelesen hatte, die damals viele als naiv abtaten. Seit ich denken kann, bin ich Hardcore-Pazifist und verstehe nicht, wie man sich nicht bedingungslos gegen den militärisch-industriellen Komplex, die Kriegstreiber, die Rüstungsindustrie und vor allem die abscheulichen Bombardierungen von Zivilisten stellen kann und wieso sich diesbezüglich gerade aus meiner demonstrativ linken Bubble so wenige zu Wort melden.

„Amore“ war mir quasi in den Schoß gefallen, wie einst Ninos Debüt „The Ocelot Show“. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung hatte Wandas DNA längst so stark auf mich abgefärbt, dass auch ich ihre Arroganz mitausstrahlte. Während „Amore“ immer größere Kreise zog, waren wir im Kopf schon beim Nachfolger. Bis auf Feinheiten lagen die meisten Songs dafür ja fertig vor, daher ging es in erster Linie um die Auswahl. Ursprünglich hatten wir einen Pool von rund dreißig Liedern und standen vor der Frage, wie wir sie bestmöglich auf zwei Alben verteilen. Es hätte auch ganz anders ausgehen können, am Ende aber habe ich mich mit meiner Wunschtracklist durchgesetzt. Abgesehen von einer wichtigen kleinen Änderung – ich wollte „Amore“ mit „Easy Baby“ beginnen lassen, wurde zum Glück aber auch hier davon überzeugt, dass „Bologna“ der Auftakt sein sollte. Ansonsten hatte ich intuitiv nach Gefühl entschieden: Es ging um den Flow, also darum, dass die Lieder gut zusammenpassen und im Idealfall miteinander harmonieren.

Bei „Bussi“ war die Zusammenstellung eine entsprechend größere Herausforderung. Von den einzelnen Liedern her ist es kaum schlechter, aber beim ersten war der Pool eben noch ungleich größer, um ein perfektes Zusammenspiel der Lieder hinzubekommen.

BINGE MEETING

Stefanie Sargnagel und Wanda sind beinahe zeitgleich explodiert. „Binge Living“ kam Ende 2013 heraus, mit den Wanda-Singles ging es im Frühjahr 2014 los. Im Laufe des Jahres 2014 wurden beide zu neuen Sensationen der Wiener Popkultur, und in meinen Augen verkörperten sie etwas Ähnliches. Beide standen für diesen Wiener Grind, der vor allem bei Deutschen so gut ankommt; beide arbeiteten mit Arroganz, aber auch mit dem Blick auf und dem Verständnis für einfache Leute. Beislromantik hatten ebenfalls beider drin, allerdings aus der Perspektive einer gewissen Rockstarhaltung heraus. Eigentlich müssten sich Marco und Steffi gut verstehen, dachte ich. Marco ist sehr literaturinteressiert und eigentlich auch ein Feminist. Er fand „Binge Living“ cool und war sehr angetan von der Idee, Steffi kennenzulernen. Er sah es wie ich: Dass es hier nicht nur um einzelne Acts, sondern um eine größere künstlerische Familie ging. Dass also Gleichgesinnte aus verschiedenen künstlerischen Bereichen zusammenfinden und so eine gemeinsame Dynamik entsteht. Der Aufhänger für einen gemeinsamen Abend bei mir war, dass Steffi einen Förderantrag schreiben musste, für ein Stipendium oder so. Marco kannte sich mit diesen Dingen wegen seines Sprachkunststudiums aus und bot seine Hilfe an, es ging also nicht nur um ein reines Kennenlernen.

Das Treffen lief gut, die beiden checkten einander ein bisschen ab, und Steffi erfuhr bei dieser Gelegenheit von Marcos Background. Ich glaube, sie fand die Diskrepanz gleich problematisch, dass ausgerechnet er einen auf Beislversteher machte. Quasi ein Beisltourist, der den einfachen Leuten aufs Maul schaut, sich ihre Sprache aneignet, selbst aber nichts mit ihnen zu tun hat. Allerdings war das nur unterschwellig zu merken, gesagt hat sie da noch nichts. Ganz anders als beim zweiten Treffen, das sich einige Zeit später spontan ergab, ganz ohne Förderantrag.

In dieser Lebensphase war meine Wohnung eine Art offenes Haus. Ein Berliner Freund war gerade in Wien. Ran, ein Booker, der damals schon Sargnagel-Lesungen machen wollte und als Subkultur-Veranstalter einen guten Namen hatte. Wanda hatten ihr erstes Berlin-Konzert noch vor sich, also hielt ich es für eine gute Idee, dass

er die Band kennenlernen. Nino-aus-Wien-Fan war er obendrein, er hatte Ninos erste Deutschland-Konzerte anno 2010 veranstaltet. Also lud ich Marco und Steffi spontan zu unserer Besprechung ein. Marco brachte noch Christian mit, den Wanda-Keyboarder. Sitzen in meiner kleinen Küche fünf Leute, ist es automatisch laut und eng. Steffi, Marco, Christian und ich waren damals alle starke Trinker und obendrein recht goschert, der Abend war also sehr schnell sehr belebt. Getrunken wurden eher Schnäpse als Biere, entsprechend zügig ging es voran.

Alles geriet ein bisschen anarchisch, den Besuch aus Berlin überforderte die Situation merklich. Außerdem hatte er als strammer Subkultur-Typ keinerlei Interesse an Wanda. „Mit denen kannst du mitwachsen und selbst früher oder später große Shows veranstalten!“, wollte ich ihm die Band schmackhaft machen. „Endlich kommst du aus deiner Nische raus!“ Nur wollte Ran als integrier Underground-Typ gar nicht größer werden. „Die Band klingt tatsächlich, als könnte sie auch vor tausenden Leuten spielen, aber ich will in den kleinen Clubs bleiben“, meinte er.

Marco ist ein sehr stolzer Typ, zeigt jemand kein Interesse an ihm, empfindet er das schnell als Beleidigung. Also wurde die Stimmung mit zunehmender Trunkenheit immer negativer und dunkler. Und irgendwann passierte, was damals öfters passierte, wenn Steffi betrunken war: Sie wurde beleidigend, zog immer ärger über Marco her und stellte ihn als Rich Kid und verlogenen Typen hin, der ohnedies das Geld von seinem Vater nachgeschmissen bekäme. Steffi reimte sich da irgendwas zusammen und stellte ihn als Snob dar, der nichts mit seiner öffentlichen Rolle als „kleine Leute“-Versteher gemein habe.

Marco blieb ruhig und höflich. Dass er in seinem Stolz verletzt war, war aber nicht zu übersehen. Eine unschöne Situation, die ohne Christians Zutun vielleicht nicht so eskaliert wäre. Wanda waren damals aber tatsächlich eine Gang, geprägt von dieser „Wir halten zusammen“-Mentalität. Als Steffi immer ausfälliger wurde und Marco irgendwann sogar Tränen in den Augen hatte, zuckte Christian aus. Er brüllte Steffi an, und trainiert, wie er damals war, wirkte das ziemlich bedrohlich; dazu sein stechender Blick. Es war eine Szene wie im Film, zumal Steffi nur umso lauter zurückschrie,

anstatt die Situation zu kalmieren. Plötzlich standen die beiden Gesicht an Gesicht da, aufeinander einbrüllend, als würde es jetzt gleich Tote geben. Der Berliner flüchtete, Marco saß heulend im Eck, und Christian und Steffi brüllten einander immer weiter an. Meine Streitschlichtungskompetenz ist überschaubar, erst recht im Suff. Nur wusste ich bei aller Überforderung, dass ich irgendwas tun musste. Ich dachte, es sei das Beste, Christian rauszuwerfen, obwohl er ja eigentlich gar nicht der Auslöser des Ganzen gewesen war, sondern nur seinen verbal angegriffenen Freund verteidigen wollte. Aber da waren nun einmal drei Männer und eine Frau im Raum, und der physisch bedrohlichste dieser Männer lag im Clinch mit der Frau, eine Deeskalation nicht in Sicht.

Christian verstand die Welt nicht mehr und brüllte nun auch mich an, also bugsierte ich ihn richtiggehend mit Ellbogen und unter Einsatz all meiner Kraft aus der Wohnung. Fünf Minuten später war Steffi auch weg, aufgewühlt und wütend. Irgendwann hatte sich Marco beruhigt und ging ebenfalls. Für ihn war es am schlimmsten, er hatte richtig gelitten, war aufgelöst. Ich hatte zum ersten Mal eine Seite von ihm gesehen, die ich später noch öfter erleben sollte. Hinter der menschenumarmenden Amore, dem größerenwahnsinnigen Selbstvertrauen, dem Jesus- und dem Gottkomplex, befand sich eine fragile, verunsicherte Seele. Jemand, der viel Trauma zu verarbeiten hat und dessen Bühnenpersona in erster Linie ein idealisiertes Wunschbild seiner Selbst war. Ganz am Ende unserer gemeinsamen Geschichte musste ich erkennen, dass ich ihm nicht dabei helfen konnte, diese Brüche aufzulösen.

Geraume Zeit später sollte der Abend in einem Artikel auftauchen, den Steffi anlässlich des zweiten Wanda-Albums für die *Süddeutsche Zeitung* verfasste. Allerdings nicht sonderlich faktenbasiert, um es freundlich auszudrücken. Es war zwar alles ungefähr so, wie im Text beschrieben, ihr zentraler Beitrag zur Eskalation fehlte aber. In unserer starken Trinkerzeit hatten Steffi und ich allerdings eines gemeinsam: Wir konnten uns beide am nächsten Tag oft nicht mehr erinnern, was wir betrunken angestellt hatten. Sie wusste beim Schreiben ihres Textes also vermutlich gar nicht mehr genau, was an diesem Abend wirklich passiert war. Und ich bin der Letzte, ihr das vorzuwerfen.

FUZZMAN DIE ZWEITE

2014 waren Wanda dabei abzuheben, mein Name geisterte ständig durch die Medien, und eines Tages meldete sich Herwig Zamer- nik bei mir, ganz zurückhaltend: „Ich weiß nicht, ob du dich noch an mich erinnerst, aber ...“ Die Situation hatte sich grundlegend geändert. Sein Partner Matthias Euler-Rolle war beruflich zum Presse- sprecher des damaligen österreichischen Bundeskanzlers Werner Faymann aufgestiegen; Fuzzmans Manager war zum Manager des Bundeskanzlers geworden, so kann man auch Karriere machen. Herwig hatte keinen Manager mehr, aber immer noch das Lotter- label, und er wollte, dass wir uns treffen. „Vielleicht hast du ein paar Tipps für mich. Oder wir verbringen einfach nur einen netten Abend und trinken Bier.“

Weil ich ihn immer schon sympathisch fand und seinen Humor mochte, lud ich ihn zu mir ein. Beim Biertrinken war der Vibe gleich wieder extrem gut. Herwig, der mittlerweile auf Deutsch sang, spielte mir seine neuen Lieder vor, darunter auch „Für eine Handvoll Gras“, das bereits in seiner frühen Inkarnation nach einem FM4-Hit roch. Den Rest schauen wir uns an, dachte ich mir, aber das passt schon mit uns, denn Herwig ist zumindest ein angenehmer Zeitge- nosse.

Anfangs ging es nur darum, sein Manager zu werden. Herwig ist gebürtiger Wiener, als Kind aber mit seinen Eltern nach Kärnten gezogen und erst kurz vor Beginn unserer Zusammenarbeit wieder nach Wien zurückgekommen. Er ist nicht nur Musiker, sondern auch Produzent, er brauchte ein Studio, er brauchte entsprechende Kon- takte. Und ich half ihm.

GIB MIR ALLES

Gleich von der ersten Wanda-Single an kamen aus Deutschland viel mehr Reaktionen, als ich je zuvor erlebt hatte. Anfangs buchte ich sie dort noch als Vorband von Nino aus Wien, nur wirkte das von Anfang an völlig absurd: Der Support war gefühlt bereits hundertmal größer als der Hauptact. Im Prinzip lief es genau wie von Marco vorausgesagt. Ein gewisses Rauschen war von Beginn an da, richtig explodiert ist es in Deutschland dann mit „Bussi“, dem zweiten Album. Dazu gab es auch eine Titelgeschichte im *Musikexpress*. „Wanda: Die letzte wichtige Rockband ihrer Generation“, hieß es da.

Da Wanda die Indiewelt nur als Zwischenstation betrachteten, sah die Planung immer schon vor, dass das zweite Album bei einer großen Plattenfirma erscheinen soll. Nur wäre es lächerlich gewesen, sich dafür in Wien umzusehen, wo die Branche vor Desinteresse und Ahnungslosigkeit nur so strotzte. Österreich war auf der Ebene der Majorlabels zu dieser Zeit ein bisschen die Strafkolonie des Musikgeschäfts. Entweder saßen da unmotivierte lokale Beamtentypen oder jene Deutschen, die daheim nicht mehr akzeptabel waren und daher runtergeschickt wurden. Wanda hatten ohnedies Deutschland im Blick, ein zehnmal so großes Land mit zehnmal so großem Markt. Auch bei Plattenverträgen ist alles in Relation zehnmal größer. Der Vorschuss, das Budget, das Team ... Entsprechend logisch war es, mit „Bussi“ zu einem großen deutschen Label zu gehen.

Schon als „Amore“ herauskam, erreichte der Hype um die Band ein derartiges Ausmaß, dass alle Journalisten und Labelmenschen in Deutschland wussten: Wanda ist das nächste heiße Ding. In den Tagen und Wochen nach der Albumveröffentlichung hatte ich von allen relevanten Labels Angebote auf dem Tisch, sowohl von den guten, respektablen Indies als auch von allen deutschen und österreichischen Majors. Alle wollten Wanda, auch alle Booker und Musikverlage. Und wenn ich alle sage, meine ich wirklich: *alle*.

Dementsprechend reihte sich von Oktober 2014 bis Jänner 2015 ein Meeting ans nächste. Für Außenstehende mag das langweilig klingen, tatsächlich war das beruflich aber die bis dahin interes-

santeste Zeit meines Lebens. Weil ich Flugangst habe, fuhr ich monatelang ständig per Bus oder Zug zwischen Wien, Berlin und Hamburg hin und her. Zwischendurch ging es für einen Tag nach München, dann gab es wieder ein Treffen in Wien, denn manchmal kamen Interessenten auch extra hierher.

Gemeldet haben sich damals nicht nur seriöse und große Leute. Um auf Nummer sicher zu gehen, musste ich alle treffen. Es gab auch Begegnungen mit ausgesprochen kuriosen, exzentrischen Managerfiguren und diversen Has-Beens, die noch einmal ihre große Chance witterten. So Kriegsgewinnler-Glücksritter-Typen, die dachten, da sitzt ein ahnungsloser Anfänger in Wien, den kann man über den Tisch ziehen. Gleichzeitig lernte ich einige wirkliche Spitzenleute kennen, denen ich nur deshalb absagen musste, weil man am Ende eben nur bei einer Firma unterschreiben kann. Für mich entstanden damals viele Beziehungen, Bekanntschaften und vielleicht sogar ein, zwei Freundschaften zu hohen Tieren im deutschen Musikbusiness. Wie unterschiedlich und interessant die Lebenswege dieser Leute sind! Einige haben ihre Biografie in der großen Musikwelt als Punks begonnen, die in Schlafsäcken in Jugendzentren übernachteten, weil sie mit irgendwelchen kleinen Bands getourt waren.

Mir war bewusst, wie wichtig es ist, zu niemandem ungut zu sein. Nicht, dass ich darin immer erfolgreich gewesen wäre, aber wenn es mir gelang, zahlte es sich aus. Weniger finanziell, ein ohnedies zweitrangiger Aspekt, als vielmehr in Hinsicht darauf, was ich im Leben machen, wer ich sein wollte. Dass ich rein formal keine Managementausbildung hatte, war kein Problem, denn die hatten meine jeweiligen Gegenüber für gewöhnlich auch nicht.

Niemand von den hohen Tieren in der Musikindustrie ist studierter Manager. Umso amüsanter finde ich die verschiedenen Kursangebote. „Wie werde ich Popmanager?“ So gut wie niemand, der solche Kurse besucht, wird später in diesem Bereich Erfolg haben, denn dafür kannst du nicht systematisch ausgebildet werden, „Popmanager“ ist ja kein Handwerk. Es ist ein Way of Life, ein ziemlich seltsamer noch dazu. Man kann maximal zum ewigen Lakaien ausgebildet werden, und darum geht es bei diesen Kursen in Wahrheit natürlich auch.

Am Ende der Verhandlungen blieben drei Firmen übrig. Der Vorschuss wurde immer weiter hochgejagt, der Deal immer besser. Viele Treffen machte ich alleine; wurde es wirklich ernst, kam Marco mit. Denn es ging ja nicht nur um das lukrativste Angebot, es musste sich auch gut anfühlen und rundum stimmig sein. In der Phase kurz vor Vertragsabschluss erklären dir natürlich alle, wie sehr sie dich lieben und dass sie früher eigentlich alle Punks waren. Da musst du dann jene enttarnen und aussieben, die das nur behaupten. Insbesondere Universal Deutschland, wo wir letztlich landeten, hatte wirklich ein spannendes Team – das es in dieser Form dort längst nicht mehr gibt.

Sigi Schuller hatte in den Neunzigern die grundsolide deutsche Möchtegern-Britpopband Miles gemanagt, zusammen mit Daniel Lieberberg. Danach machten sie gemeinsam bei Universal Karriere. Als ziemlich beste Feinde, durch Hassliebe verbunden. Richtig Machiavelli-artig. Aber wir verstanden uns mit beiden gut. Sigi war der Chef-A&R von Vertigo, dem coolen Label bei Universal mit Bands wie Tocotronic und Rammstein. Acts also, die ursprünglich einer Indie-Welt entstammten, für diese aber zu groß geworden waren. Klang ganz nach uns. Ich hasste Rammstein zwar immer schon, aber sie sind ihrer Sozialisation nach edgy und kein Mainstream-Konstrukt. Anfangs war ihr Erfolg alles andere als eine sichere Wette.

Innerhalb des Universal-Imperiums gab es mehrere Unterlabel. Vertigo war damals das coolste. All diese Sublabels und Divisions hatten ihre eigenen Chefs, und dann gab es noch einen Typen, der als Oberboss fungierte. Tom Bohne, eine Legende mythischen Ausmaßes. Er soll Helene Fischer erfunden haben. Daniel, der Sohn von Europas größtem Konzertveranstalter Marek Lieberberg, wurde als Toms Nachfolger gehandelt. Er leitete Vertigo und war so etwas wie der Golden Boy in der Stralauer Allee, der Thronfolger in spe.

Seine Geschichten fand ich super. Anfangs war Marek Lieberberg, sein allmächtiger Vater, offenbar auch nur ein Typ wie ich gewesen: ein langhaariger Outlaw mit übermäßigem Interesse an Musik. Dann wurde er sehr früh auf einen jungen US-Künstler namens Bruce Springsteen aufmerksam und veranstaltete in

Europa Konzerte mit ihm. Und Springsteen ist wohl ein Typ mit Handschlagqualität. Arbeitet er mit dir und es passt, bist du sein Mann. Und Marek Lieberberg wurde eben Bruce Springsteens Mann. Als er in den Achtzigern mit dem Album „Born in the U.S.A.“ explodierte, kam Lieberberg zu den Stadionshows. Nebenbei dachte er sich Großfestivals wie Rock im Park und Hurricane aus und wurde damit steinreich. Sein Sohn landete quasi per Geburt direkt in dieser Musikbusiness-Oberliga. Viele zittern vor ihm, aber ich fand ihn immer cool. Zwei bis drei Palastrevolten später leitet er nun Sony – also nicht Universal – Europe and Africa.

Offiziell mussten Sigi, eines der großen A&R-Genies seiner Zeit, und Daniel so tun, als wären sie befreundet. Tatsächlich verband die beiden nach all den Jahren des einander gegenseitig ausgeliefert Seins vor allem Hass. Sigi wurde in diesem Machtkampf leider aufgerieben. Gespräche führten wir damals mit beiden. Sigi ist ein schlampiges Genie, das Gegenteil eines Yuppie-Businesstypen. Von Excel-Tabellen und Einnahmen-Ausgaben-Rechnungen hatte er wenig Ahnung. Zumal behauptete er das, um von seinen Gegnern unterschätzt zu werden. Eine Gemeinsamkeit mit mir. Maurice Summen, der Chef des Berliner Indielabels Staatsakt, nannte diese Strategie mit dem ihm eigenen Spott einmal „die alte Sigi-Platte, die immer aufgelegt wird, wenn er wie einer von uns wirken will“. Eine legendäre Story von Sigi war, wie er Lana Del Rey entdeckte. Sie hatte ihr Demotape, auf dem bereits ihr späterer Welthit „Video Games“ enthalten war, an alle Labels weltweit geschickt, bekam aber nur Absagen. Weil sie aus reichem Hause kommt, organisierte ihr Vater in London und New York spezielle kleine Konzerte für alle Branchenleute. Als verschlafener, fauler Hund verpasste Sigi diese Showcaseauftritte. Dann explodierte der Song „Video Games“, den sie auf eigene Faust im Internet veröffentlicht hatte – und er griff zu.

Mit den anderen Labels wollte Lana nämlich nicht mehr reden, denn die hatten sie ja schon abgelehnt. „Ich habe sie nur bekommen, weil ich eigentlich zu spät war!“, meinte Sigi in der Manier eines Mannes, der sein eigenes Glück kaum fassen konnte. Es wurde der Deal seines Lebens: Er nahm Lana Del Rey für Universal unter Vertrag, und dann wurde sie zu einem globalen Popstar. Solche Storys

fand ich natürlich super – und das nicht nur, weil ich Lanas Musik, im Gegensatz zu jener von Rammstein, bis heute schätze. „Genau, so muss man es machen“, dachte ich mir. „Den Zufall reiten. Nicht wie diese Buchhaltertypen mit ihrem BWL-Wissen und ihren Excel-Tabellen.“

Unterschrieben waren die Verträge mit Universal Anfang 2015. Marcos vermeintliches Gerede, wie genau er die Deutschen studiert habe und wie sehr sie auf Wanda anspringen würden, waren tatsächlich eine exakte Prognose gewesen. „Wanda ist genau die Band, die in Deutschland fehlt“, hieß es bei Universal. „Bei uns gibt es nur weichgespülte Konservenmusik und Dienstleisterpop.“ An dieser Stelle hätte man natürlich fragen können, wer all diese schreckliche Nichtmusik eigentlich groß gemacht hatte, wenn nicht in erster Linie Universal, aber in diesem Moment verkniff selbst ich mir so etwas. Die deutschsprachige Poprealität der mittleren Zehnerjahre bestand einerseits aus fürchterlichem Deutschrapp und andererseits aus öder Konservenmusik von Castingshowtypen. Allerdings hatten sie bei Universal trotzdem ein Herz für coole Musik, solang diese Geld in die Kassen spülte. Fair enough.

„Wir finden Wanda cool, aber wir sind in erster Linie Geschäftsmänner“, sagte Sigi. „Wir glauben, dass es auch aus kommerziellen Gründen richtig ist, Wanda unter Vertrag zu nehmen. Denn es muss einen Markt dafür geben. Die Menschen, die Gitarrenmusik hören wollen, sind ja nicht ausgestorben. Es gab nur jahrelang keine junge Band, die das breitenwirksam umsetzen konnte. Der normale Typ auf der Straße interessiert sich nicht für Indie-Jammerlappen, die ihre Instrumente nicht spielen können und in ihrem kleinen Ghetto leben. Nicht jeder dieser normalen Typen auf der Straße steht auf Deutschrapp. Wir reden von einem äußerst konservativen Musikfan, und konservative Menschen sind die große Masse. Eine Band wie Wanda fehlt einfach am Markt.“

Diesen logischen Schluss hatte Marco schon lange davor gezogen. Der Visionär in Businessdingen war hier nicht ich, sondern der Künstler selbst; Marco hatte mir den Aufstieg von Wanda skizziert, nicht ich ihm. Universal betrachtete uns auch als Türöffner. Geht das Konzept auf, werden unzählige Bands nachfolgen, die etwas Ähnliches machen, vermutete man. Genau wie im Deutschpop der

frühen Nullerjahren mit Gruppen wie Wir sind Helden, Silbermond, Juli und so weiter. Ich hasste diese Überlegung, aber so läuft es im Musikgeschäft eben. In Österreich gab es bald darauf tatsächlich eine Reihe an Bands, die im Windschatten von Wanda eingängigen Dialektpop für die Massen spielten. Eine Art Austro-Porno. Sachen wie Seiler und Speer, Pizzera & Jaus und Edmund also, diese fürchterliche Welle.

In Deutschland blieb es diesbezüglich bei Versuchen. Kein Wunder: Eine deutsche Band im Stil von Wanda kann ganz einfach nicht funktionieren. Es hatte ja einen guten Grund, warum es dort auch davor nichts Derartiges gab: Beladen mit dem Schuldkomplex als Täternation, erlaubt es die deutsche Psyche nicht, völlig unironisch ein breitbeiniger Rockstar zu sein. Probiert es doch jemand, findet er keine Akzeptanz. Deutsche müssen aus historischen Gründen Weicheier sein, damit sie nicht als gefährlich wahrgenommen werden.

Mit Österreich verhält sich das anders, obwohl es dasselbe Nazi-Verbrecherland wie Deutschland war. Nur haben Leute wie Leopold Figl nach dem Zweiten Weltkrieg eben die Opferkarte gespielt, das goldene Wienerherz bemüht. Quasi „Ihr seids uns eh ned bes, oda? Mia san do so liab!“ Dadurch kann sich Österreich mehr oder weniger dasselbe erlauben wie andere Länder, während Deutschland ein historischer Sonderfall ist; Patriotismus, also stolz auf sein Land zu sein, gilt dort als höchst problematisch. Wanda freilich war ein perfektes Angebot – eine deutschsprachige Band, die aber nicht deutsch ist. Daher durften Deutsche sie mögen. In Deutschland selbst ist bei vergleichbarer musikalischer Ausrichtung nur so etwas wie Die Toten Hosen denkbar; eine Band also, die andauernd Moralpredigten hält. Bausparkassen-Punk. Wanda hingegen können Deutsche ohne jegliches „Aber“ mögen, ohne erhobenen Zeigefinger, ohne Zurechtweisung.

Wanda dürfen Bier trinken, rauchen, Drogen nehmen, Groupies haben, Hotelzimmer zerstören. All das, was der brave Deutsche, der nur bei Grün über die Ampel geht, eigentlich verwerflich findet. Aber Wanda gehen bei Rot, und der Deutsche akzeptiert es. Genial! Eigentlich lag darin auch das ganze Geheimnis des temporären Popkultur-Exportschlagers „Wiener Grind“ – ein müder Schmäh

mit kurzer Halbwertszeit, denn die Sache mit der Beislkultur, der Selbstverschwendung und den charmanten Schrulls ist schnell auserzählt. Die nächste Sau muss durchs Dorf getrieben werden, und in Sachen deutschsprachige Popmusik war das eben Faber aus der Schweiz. Deshalb ist diese deutsche Filmdokumentation „Vienna Calling“ über den Reiz der Wiener Subkultur auch viel zu spät dran gewesen, so sehr ich den Regisseur Philipp Jedicke, den ich einen Freund nenne, mag. Der Film kam 2023 in die Kinos – zu einem Zeitpunkt, an dem sich niemand mehr interessierte für Wien und dieses Disneyland des Grindigen, das wir popkulturell für Knut, Uwe und Silke temporär errichtet hatten, damit sie mal schnell ihre Pop-Katharsis erleben durften, ohne sich dabei schuldig fühlen zu müssen.

BUSSI BABY!

An meiner Zuständigkeit als Manager änderte sich durch den Vertrag mit Universal nichts. Ich sprach in den Verhandlungen auch nie von „mir“, sondern immer von „wir“: Wir, Wanda, müssen überall das letzte Wort haben. Wir wollen uns künstlerisch nirgends hineindringen lassen. Wir wollen kein Feature mit einem Deutschrapper machen müssen (Sido hatte diesbezüglich bereits seine Fühler ausgestreckt gehabt), keine blöden Vorschläge hören, was der Hit des Albums sei, oder gar Lieder für uns geschrieben bekommen. Die künstlerische Kontrolle muss in jeder Hinsicht bei uns bleiben, und das wurde auch klar so festgelegt. Vermutlich hatte es nicht zuletzt taktische Gründe, um cool und sympathisch zu wirken, aber der Tenor der Universal-Leute lautete: „Wir wollen Wanda ja, weil wir genau damit zufrieden sind, wie ihr das macht. Wir wollen es genau so.“ Derartiges Plattenfirmengerede ist oft Bullshit, nicht so hier: Wenn sie etwas von uns wollten, dann allenfalls nur noch mehr Kontroverse.

An sich wäre der Majordeal für uns nämlich die Fahrkarte gewesen, etwas weniger konfrontativ zu sein. Kommen sollte es ganz anders. Gab es etwa innerhalb der Band Debatten, ob ein